

LOKI SCHMIDT
Auf dem roten Teppich



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Aus einem Arbeiterhaushalt in die Welt der Mächtigen und Monarchen – Loki Schmidt, die Kanzlergattin und Naturschützerin von Rang, erinnert sich: Wie änderte sich ihr Leben mit dem Eintritt ihres Mannes in die Politik? Welche Aufgaben musste sie als Ehefrau eines Ministers und Regierungschefs bewältigen? Was hat sie aus den Möglichkeiten gemacht, die sich ihr boten?

Sie hat viel zu erzählen – von Ellenbogenstößen der Ceaușescus in die Rippen des Kanzlerpaares und übelriechenden Briefen an ihre Adresse, von Frikadellen à la Adenauer und einer selbstbewussten Farah Diba am persischen Hof.

Trotz aller Nähe zur großen Politik samt Glanz und Gloria ist Loki Schmidt sich zeitlebens treu geblieben.

Autoren

Loki Schmidt, geboren 1919, lebte mit ihrem Mann, Altbundeskanzler Helmut Schmidt, in Hamburg. Die ehemalige Lehrerin machte sich unter anderem durch ihr Engagement für den Pflanzen- und Naturschutz einen Namen, wofür sie den Professorentitel und die Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Biologie der Universität Hamburg erhielt. Hannelore Schmidt starb im Oktober 2010 in Hamburg.

Dieter Buhl war über drei Jahrzehnte lang Mitglied der politischen Redaktion der ZEIT, unter anderem als Ressortleiter. Der vielfach ausgezeichnete Journalist ist Autor mehrerer Sachbücher.

Loki Schmidt

Auf dem
roten Teppich
und fest auf der Erde

Im Gespräch
mit Dieter Buhl

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream* für dieses Buch
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2011
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2010
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
in Anlehnung an die Gestaltung
der Originalausgabe (Katja Maasböl, Hamburg)
Umschlagfoto: ullsteinbild/ Poly-Press
KF · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-15685-6

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Vorwort von Helmut Schmidt	7
Aufstieg aus Hammerbrook	13
»Bürgerlich bin ich nie gewesen«	24
Erstmals im Rampenlicht	32
Harte Arbeit auf dem Bonner Parkett	50
Einem Kanzler zur Seite	73
Wer packt dem Kanzler die Koffer?	126
Sind Frauen die besseren Diplomaten?	163
»Mit Knicksen konnte ich nicht dienen«	175
Wechselbäder im Weißen Haus	189
Große Politik am Neubergerweg	211
Vom Umgang mit Kunst und Künstlern	221
Rückblick auf ein reiches Leben	244
Dank	253
Bildnachweis	254

Vorwort von Helmut Schmidt

Bei uns zu Hause hängt ein kleines Foto an einer Wand, das aus dem Juni 1929 stammt, ein Kindergeburtstag: mein Bruder Wolfgang und ich, ein Nachbarssohn, zwei Schulkameraden – und Loki als einziges Mädchen. Wir gingen damals in die gleiche Sexta der Hamburger Lichtwarkschule, beide zehn Jahre alt. Es gab Kakao und Kuchen und danach eine große Schüssel voller Kirschen, die wir sechs Kinder um die Wette aufgeessen haben. Am Ende hat Loki gewonnen, denn sie hatte die meisten Kirschkerne auf ihrem Teller. Aber es gab ein Nachspiel, das mich für die nächsten achtzig Jahre geprägt hat.

Loki hatte nämlich ihre Baskenmütze bei uns liegen lassen, und meine Mutter hat mir gesagt, ich solle ihr die Mütze nach Hause bringen. Das habe ich auch getan, zu Fuß etwa eine Dreiviertelstunde hin und wieder zurück. Aber die Ärmlichkeit der kleinen Zweizimmerwohnung im Hinterhof in der Baustraße, dunkel, doch voller Kinder und Erwachsener, hat bei mir einen Schock ausgelöst. Ich erinnere noch wie heute meine spontane Reaktion: Das ist ungerecht, es muss mehr Gerechtigkeit geben in der Welt! Ich habe damals das Schlagwort »soziale Gerechtigkeit« noch nicht gekannt, es ist mir erst später zugewachsen. Und im Laufe von Jahrzehnten hat sich dann dieser Begriff zunehmend mit klarem Inhalt gefüllt.

Allerdings war der andere Teil des Nachspiels für mich noch wichtiger. Denn während der anschließenden sieben Jahre gemeinsamer Schulzeit hat sich zwischen Loki und mir eine zuverlässige Freundschaft entwickelt. Zu Beginn des Russlandkrieges wurde daraus eine tiefe Liebe – und ein Jahr später haben wir geheiratet. Seitdem sind wir nun schon neunundsechzig Jahre ein Ehepaar. Dass wir immer zusammengeblieben sind, ist entscheidend Lokis Verdienst. Die gemeinsame Erziehung zum selbständigen Arbeiten, zur Liebe zur Musik, zur Malerei und zur Natur hat gewiss auch dazu beigetragen.

Lokis Eltern habe ich wohl mit vierzehn oder fünfzehn durch eine Reihe von Besuchen des Näheren kennengelernt. Mein späterer Schwiegervater Hermann Glaser war als Elektriker auf einer Werft bis in die Zeit der Kriegsrüstung über lange Jahre unfreiwillig arbeitslos, meine spätere Schwiegermutter Gertrud ging nähen. Es blieben immer sehr ärmliche Verhältnisse, erst recht nach der Ausbombung und nach dem Kriege in einer ehemaligen Gartenbude. Die Glasers konnten natürlich das Schulgeld für Loki nicht aufbringen, und deshalb sollte sie die Schule verlassen; ein vernünftiger Nazi-Schulleiter hat damals dafür gesorgt, dass ihre Eltern kein Schulgeld bezahlen mussten.

Hermann Glaser war ein für die Arbeiter-Bildungsbewegung typischer Facharbeiter, ein Mann voller Wissensdurst und Neugier. Was er in Abendkursen auf der Volkshochschule lernte, hat er anderntags seiner ältesten Tochter beigebracht. Wenn er hätte studieren können, so wäre er wohl – ebenso wie mein eigener Vater und mein Bruder – ein guter Lehrer geworden. Er tendierte quasi selbstverständlich politisch nach links; natürlich war er, ebenso wie

mein eigener Vater, gegen die Nazis. Unser beider Eltern haben Loki und mich davor bewahrt, ideologisch auf die Nazis hereinzufallen.

Aus finanziellen Gründen konnte Loki nicht etwa Biologie oder Botanik studieren, was ihr Wunsch gewesen war; sie musste sich auf ein Studium mit dem Berufsziel der Lehrerin an Volks- und Realschulen beschränken. Und ich konnte mich nicht auf den erstrebten Architektenberuf vorbereiten, weil ich als Wehrpflichtiger ab 1937 acht Jahre lang Soldat wurde. So haben Nazizeit und Krieg all unsere jugendlichen Pläne zunichtegemacht.

Nach dem Kriegsende im Mai 1945 war alles ganz anders. Alles war auf eine andere Weise ebenso schwierig, wie es schon in der Nazizeit gewesen war – mit einer entscheidenden Ausnahme: Die Ängste vor schwerer Verwundung, vor sowjetischer Gefangenschaft und vor der Gestapo waren verschwunden. Deshalb waren wir jetzt ganz unverzagt. Wir waren ja davongekommen, wir waren ja zu zweit, wir würden schon irgendwie durchkommen.

Loki war schon seit 1940 Lehrerin und verdiente, wenn auch nicht viel. Ich dagegen begann, Volkswirtschaft zu studieren, weil dieses Fach den geringsten Zeitaufwand versprach. Erst 1949 – inzwischen gut dreißig Jahre alt – verdiente ich zum ersten Mal ein Gehalt. Es wurde auch Zeit, denn inzwischen hatten wir eine kleine Tochter und hofften auf ein weiteres Kind. Wir wohnten zwar mit drei anderen Familien in einer Vierzimmerwohnung, vier Frauen in der gemeinsamen Küche – aber wir waren glücklich.

Damals haben weder Loki noch ich uns gedanklich eine besondere Lebenslaufbahn oder eine Karriere vorgestellt. Unser Leben ist dann aber – völlig ungeplant und unbeabsichtigt – ganz anders verlaufen. Als ich zwanzig Jahre

später Bundesminister der Verteidigung geworden war, lernte ich bald, dass ich meine Frau in Bonn als Gastgeberin brauchte. Weil aber die hamburgische Schulbehörde Loki höchstens ein halbes Jahr ohne Gehalt beurlauben wollte, hat sie ihren geliebten Beruf als Lehrerin aufgegeben. Daraus hat sich dann unerwartet eine für sie und auch für mich völlig neue Phase ihres Lebens ergeben. Von diesem neuen Lebensabschnitt handelt dieses Buch.

Wenn sie es hätten miterleben können, so hätten Lokis Eltern – und meine auch! – gestaunt darüber, wie selbstverständlich und wie selbstsicher Loki mit ausländischen Ministern und Regierungs- oder Staatschefs umgegangen ist, sei es als Gastgeberin, als Gast oder als Gesprächspartnerin. Sie war eine wohlherzogene Dame mit Herz und mit politischem Verstand. Dass sie zu einer solchen Rolle imstande war, habe ich zum ersten Mal ahnen können, als wir 1944 mit einer Reihe hoher Berufsoffiziere und adliger Generäle zu tun hatten. Ich habe es damals durchaus positiv registriert, aber gewundert hat es mich nicht.

Als Loki mehr als ein Vierteljahrhundert später in Bonn arbeitete, hat sie von mir kaum jemals eine Hilfe bekommen – weil sie nämlich gar keine Hilfe brauchte. Dabei wären einige technische Hilfen durchaus angebracht gewesen. Aber weder der Bundeshaushalt noch der Stellenplan hat zur Kenntnis genommen, dass die Ehefrau eines Regierungschefs für ihre vielfältigen Aufgaben jedenfalls ein eigenes Büro braucht, das Termine verabredet, Telefongespräche herstellt und dergleichen. Lediglich ein eigener Kraftfahrer stand ihr zu. Und eine eigene Küche hat sie sich selbst in einer ehemaligen Besenkammer im Kanzlerbungalow eingerichtet.

Zumeist haben wir uns nur morgens beim Frühstück

und zum zweiten Mal spätabends kurz vor dem Schlafengehen gesehen und gesprochen. Und fast niemals ist das Wochenende von Pflichten frei geblieben; lediglich der Sommerurlaub am Brahmsee war immer wieder eine Oase im Getümmel. Der Brahmsee war auch der Ort, an dem es zu langen und ausführlichen Gesprächen kam.

Auf den Feldern der Naturkunde habe ich fast alles von ihr gelernt. Auf den Feldern der Musik und der Kunst hatten wir von Kindheit an dieselben Vorlieben. In politischen Fragen waren wir meistens der gleichen oder nahezu der gleichen Meinung; jedenfalls haben wir uns nie darüber gestritten. Loki ist oft »Volkes Stimme« für mich gewesen.

Sie war bisweilen auch die einfühlsame Krankenschwester, wenn ich einem unserer vielen gemeinsamen politischen Freunde oder einem Mitarbeiter oder einem Ministerkollegen zu heftig in die Parade gefahren war. Sie konnte gut ausgleichen. So ist sie auch manchen meiner parteipolitischen Gegner gewiss sehr viel einfühlsamer begegnet als ich. In solchen Fällen habe ich dann mitunter am Abend eine kritische Bemerkung zu hören bekommen, und das war gut so.

Nach großen Reden oder Parlamentsdebatten habe ich Loki manchmal um Kritik gebeten, die hat sie dann auch geäußert – zumeist habe ich ihr zugestimmt. Aber insgesamt ist dergleichen ziemlich selten gewesen; denn unsere politischen Grundlinien waren ja die gleichen. Mein Ton allerdings ist für Lokis Ohren manchmal zu scharf gewesen.

Im Rückblick auf die dreizehn Jahre meiner Zugehörigkeit zu mehreren Bundesregierungen muss ich bekennen: Loki ist in diesen Jahren eine unverzichtbare Hilfe für mich gewesen – und für manch anderen auch. Wenn

ich ein außenstehender Autor wäre, müsste ich meinen Respekt vor ihrer Leistung zum Ausdruck bringen. Da ich jedoch persönlich betroffen bin, will ich hier stattdessen nur »Danke!« sagen. Dank von ganzem Herzen!

Jedoch das Wort Respekt will ich auch gebrauchen. Mein Respekt gilt vornehmlich der forschersichen Arbeit, die Loki in höherem Alter als Botanikerin in drei Erdteilen geleistet hat. Sie ist nie als Ehefrau des Bundeskanzlers unterwegs gewesen oder später des Bundeskanzlers außer Dienst; sondern immer als Privatperson, immer auch privat bezahlt, oft im Zelt mit anderen Forschern zusammen, von Peru oder Brasilien bis nach Borneo und von Afrika bis in die Antarktis. Dabei hat sie sogar Pflanzen und einen Skorpion entdeckt, die bisher der Wissenschaft nicht bekannt gewesen sind – Respekt! Als ihr die sowjetische Akademie der Wissenschaften für ihre botanische Forschungsarbeit im Kaukasus einen Dokortitel ehrenhalber verlieh, da bin ich sehr stolz auf meine Frau gewesen. Ich bin immer noch stolz auf diese Tochter eines Werftarbeiters, mit der ich seit fast sieben Jahrzehnten verheiratet bin.

Hamburg, im April 2010

Aufstieg aus Hammerbrook

Haben Sie als Ehefrau des Bundeskanzlers bei Besuchen in der Welt der großen Politik manchmal gedacht: Mensch, hier stehe ich, die Hannelore aus der Schleusenstraße in Hamburg-Hammerbrook, und kann mich nur wundern?

Doch, aber nur ganz selten, denn meistens hatte ich bei offiziellen Auslandsreisen und bei Begegnungen mit Staatsmännern oder Monarchen gar nicht die Zeit zum Reflektieren. Da musste ich mich auf die Menschen und auf das Protokoll konzentrieren. Aber im Buckingham Palace in London zum Beispiel, da habe ich einen solchen sentimentalen Anflug erlebt. Man kommt durch einen langen Saal oder einen sehr weiten Flur, wo die Wände links und rechts mit Bildern gepflastert sind, hauptsächlich natürlich mit Ahnenporträts. Die Queen begleitete Helmut und mich zu ihren Empfangsräumen. Da habe ich durchaus gedacht: Schade, dass deine Eltern dich hier nicht langmarschieren sehen, die hätten bestimmt gestaunt und sich gefreut, dass ihre Tochter an der Seite der Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland durch deren Palast geht.

Wann war es das erste Mal, dass Sie bei einem offiziellen Besuch ein solches Gefühl hatten und an Ihr früheres bescheidenes Zuhause oder an Ihre Eltern dachten?

Ich glaube, das ist mir in dieser Form nur dieses eine Mal so gegangen, bei anderen Gelegenheiten vielleicht noch mal ganz flüchtig. Als Norddeutsche neige ich nun auch nicht so übermäßig zu sentimental Anflügen. – In diesem Zusammenhang fällt mir etwas Rührendes ein. Helmut war als Abgeordneter des Bundestags wiedergewählt und 1969 zum Verteidigungsminister der ersten sozial-liberalen Koalition ernannt worden, als mein Vater einen Unfall hatte. Er saß schon seit einiger Zeit im Rollstuhl und ist aus irgendeinem Grund damit umgekippt. Meine Mutter konnte ihn nicht aufsammeln, sie war ja nun auch schon alt. Es ist also irgendjemand gekommen, um ihn aufzuheben.

Wie alt war Ihr Vater damals?

Er war siebenundsiebzig. Der Unfall ereignete sich in ihrem kleinen Haus in Neugraben. Er musste dann ins Krankenhaus, weil er sich am Bein verletzt hatte. Während der Behandlung hat mein Vater dem Arzt ins Ohr geflüstert: »Ich bin der Schwiegervater vom neuen Verteidigungsminister.« Normalerweise legte mein Vater keinen Wert auf so etwas, und angeben tat er schon gar nicht. Helmut als Verteidigungsminister muss ihm jedoch sehr imponiert haben, wenngleich mein Vater und meine Mutter mindestens so nüchtern waren wie ich. Leider hat mein Vater nicht mehr erlebt, dass Helmut Bundeskanzler wurde. Meine Mutter hat sich darüber noch freuen können, auch wenn es sie nicht vom Stuhl gerissen hat; sie war damals allerdings schon sehr krank. Helmut's Vater hat die Kanzlerschaft seines Sohnes noch erlebt, doch der hielt sich ebenfalls sehr zurück mit Gefühlsäußerungen.



Mit den Eltern und Tochter Susanne, 1951

Stolz auf ein Familienmitglied, und sei es ein angeheiratetes, das es zu etwas gebracht hat, ist doch etwas ganz Natürliches.

Bei meinen Eltern und meinem Schwiegervater war das auch nicht anders, nur zeigten sie ihren Stolz nicht. Gerade weil es so ungewöhnlich für ihn war, höre ich noch, wie mein Vater mir zaghaft gestand, wie er bei seinem behandelnden Arzt mit Helmut als Verteidigungsminister angegeben hatte. Da habe ich zum ersten Mal gemerkt, dass mein Vater stolz auf seinen Schwiegersohn war. Bis dahin war der Schwiegersohn ja mein ehemaliger Klassenkamerad und nichts anderes gewesen. So hatte er ihn kennengelernt, und so war es auch nach unserer Heirat geblieben.

Wie war das Verhältnis zu Ihren Eltern, als Ihr Mann in die Politik gegangen war und Sie viele zusätzliche Pflichten hatten?

Ich habe meine Eltern natürlich, sooft ich konnte und es bei ihnen ging, besucht. Wir lebten noch nicht in Bonn. Aber dass mein Vater plötzlich des neuen Amtes wegen stolz auf seinen Schwiegersohn war, darüber wundere ich mich bis heute.

Sie sind aber auch ein Mensch, dem Äußerlichkeiten – also Ämter, Paläste, Reichtum, Titel – nicht so sehr imponieren können.

Das kann man so sagen. Das habe ich wahrscheinlich von meinen Eltern übernommen, denen Äußerlichkeiten nicht sonderlich imponierten. Was mich an äußeren Erscheinungen beeindruckt hat und immer wieder beeindruckt,

sind architektonisch schöne oder interessante Bauten. Aber ich glaube, das Architektonische ist das, was an erster Stelle steht, und nicht die Pracht. Das Interesse an Architektur teile ich ja auch mit Helmut.

Sie haben nie bei Begegnungen mit den politischen Größen dieser Welt oder bei schwierigeren protokollarischen Aufgaben Komplexe gehabt?

Ich meine, dass mein Selbstbewusstsein nicht so wahn-sinnig ausgeprägt war, aber ein einigermaßen gesundes Selbstvertrauen hatte ich schon; habe ich natürlich bereits in der Schule entwickelt, weil ich als Großgewachsene immer die Mädchen verteidigen musste. Das spielt ganz sicher eine Rolle. In meiner frühen Schulzeit musste ich mich immer gegen die Jungs durchsetzen. Und Zehn- bis Zwölfjährige behaupten sich weniger mit dem Kopf als mit den Fäusten. Das ist mir, nachträglich gesehen, sehr deutlich geworden.

Aber diese andere Welt der Politik hat Sie nicht verändert, Ihnen auch keinen Schock versetzt oder Sie nervös gemacht ...

Nervös hat mich das natürlich gemacht. Man wollte sich ja anständig – im Rahmen – benehmen. Man wollte sich passend benehmen und sich nicht blamieren. Das verlangte schon so viel Disziplin, dass man durchaus etwas irritiert sein konnte.

Wo Sie sich bewegt haben, vor allen Dingen bei Auslandsreisen, als Minister- oder Kanzlerfrau, das war zwar eine andere Welt – prächtiger, komfortabler –, aber letzten Endes war sie auch nur von Menschen bevölkert.

Das habe ich sehr schnell gemerkt, und deshalb hat mich diese Umgebung auch nicht allzu sehr beunruhigt. Aber, wie gesagt, konzentriert war ich trotzdem. Und zumindest in den Anfangsjahren meiner Bonner Zeit auch ein wenig nervös, das gebe ich gern zu.

Von den Wohnbezirken Ihrer Kindheit und Jugend haben Sie jedenfalls einen weiten Weg bis in die große, weite Welt zurückgelegt. Welches der Viertel, in denen Sie aufwuchsen, war prägend für Sie: die Schleusenstraße in Hamburg-Hammerbrook oder die Baustraße in Hamburg-Borgfelde?

Weder das eine noch das andere. Prägend waren für mich nicht die Wohnviertel oder die Umgebung dort, prägend für mich war die große Familie. Das war der ganze Clan.

Der wohnte da?

Meine Großeltern haben eine Wohnung mit sieben Zimmern in einem Altbau gemietet, und drei ihrer vier erwachsenen Töchter – zwei davon verheiratet – sind eingezogen. Eine Tochter hat einen Beamten geheiratet; sie haben gleich eine Wohnung bekommen. Aber drei Töchter und eine Pflegetochter wohnten zusammen mit meinen Großeltern.

Dann sind Sie auch gar nicht mit so vielen anderen Menschen, Nachbarn oder Freunden, in Berührung gekommen?

Doch, mit Freunden der Familie bin ich da schon als kleines Kind in Berührung gekommen, denn vor allem meine Großmutter und ihre drei Töchter feierten ja dauernd.

Wie würden Sie die äußere Umgebung beschreiben, in der Sie aufwuchsen?

In der Ecke von Hammerbrook, wo wir wohnten, gab es keinen Baum, keinen Strauch, ja nicht einmal einen Grashalm. Wenn wir mal etwas Grünes erleben wollten, bin ich mit meiner Großmutter an den Hafen gegangen, wo wir von weitem den Hügel über den Landungsbrücken sehen konnten. Aber irgendetwas Pflanzliches gab es in unserer Gegend nicht.

Fühlten sich die Bewohner dieses Viertels als Proletariat?

Mit den Bewohnern des Viertels hatte ich überhaupt nichts zu tun, damals war ich auch noch zu klein. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, dass sich die Menschen dort als Proletariat verstanden, dafür waren die Häuser, in denen sie wohnten, einfach zu bürgerlich. Überlegen Sie mal, diese Riesenwohnung, in der meine Großeltern mit drei erwachsenen Töchtern nebst Ehemännern gewohnt haben, und mit den ersten Enkelkindern – die entsprach von ihren Dimensionen her durchaus bürgerlichen Maßstäben.

Aber so ein Bewusstsein, dass Sie alle einer gleichen Klasse angehören, das gab es nicht ...

Ich glaube nicht, dass meine Großeltern und ihre erwachsenen Kinder so etwas empfanden, und viel Umgang mit den Nachbarn oder den Leuten in der Umgebung hatten sie ohnehin nicht – von irgendeinem Klassenbewusstsein ganz zu schweigen; die waren mit sich selbst beschäftigt und ganz zufrieden mit ihrem Leben. Klassenbewusstsein oder gar Klassenkampf stand bei ihnen nicht auf dem Programm.

Wie erklären Sie sich, dass Ihre Eltern Sie auf eine Reformschule geschickt haben? Sie wollten das Beste für Sie ...

Das war für meine Eltern das einzig vernünftige Schulsystem, wo die Schüler schon ein wenig zur Selbständigkeit erzogen wurden, wo Eltern und Kinder zusammen arbeiteten und wo es ein Schulheim an der Ostsee gab, das in dieser Zeit – also nach dem Ersten Weltkrieg – von den oft arbeitslosen Vätern aufgebaut worden war.

Das pädagogische Konzept ...

... war das, was meinen Eltern entgegenkam. Sie waren gegenüber Erziehungsfragen sehr aufgeschlossen, was ich bei einem Arbeiterhepaar für durchaus bemerkenswert halte.

Sie wollten ihre Kinder weit weg von der Schule alten Stils, mit Gehorsam und Stillsitzen, sehen.

Sie fanden es vor allem gut, wenn Kinder selbständig arbeiteten.

Das gab es auch schon in der Grundschule?

In gewisser Weise ja. Dort wurde sehr viel gebastelt. Das hört sich zu verspielt an ...

Heute würde man sagen, die Kinder sollten »kreativ« sein.

Es wurde sehr viel mit der Hand gemacht. Wir brauchten nicht artig auf unseren Bänken zu sitzen, um der Lehrerin zuzuhören.

Hatten Sie damals schon Träume davon, was Sie einmal werden wollten?

Ich glaube, da hatte ich schon den Traum, dass ich Naturforscher werden wollte. Ich wusste allerdings nicht genau, was man darunter zu verstehen hat. Aber zur Natur habe ich mich schon sehr früh hingezogen gefühlt.

Hatten Sie denn irgendeine Ahnung, dass Sie möglicherweise etwas erreichen könnten, was Ihren Eltern – Ihr Vater war Elektriker auf einer Werft, Ihre Mutter gelernte Schneiderin – nicht vergönnt war?

Das Gefühl, dass ich etwas erreichen könnte, was meine Eltern nicht schaffen konnten, hatte ich nicht. Aber mit zwölf Jahren war das Ziel, Naturforscher zu werden, bei mir schon sehr ausgeprägt. Zu Hause jedoch vermisste ich nichts. Bei uns ging es oft fröhlich zu. Es wurde viel gesungen, auch mit Freunden meiner Eltern. Alles, was nur irgend ging, wurde selbst gemacht.

Meine Eltern hatten einmal an der Volkshochschule ein Semester lang Architektur belegt, und mein Vater, der sehr an Architektur interessiert war, ist mit mir durch die Stadt gegangen und hat mir alles erklärt. Ich glaube, mit zwölf etwa konnte ich schon so ungefähr sagen, in welcher Zeit ein Haus oder eine Kirche gebaut worden war.

Meine Eltern gehörten zu einer Arbeiterklasse, die es so heute nicht mehr gibt. Sie waren sehr an ihrer persönlichen Weiterbildung interessiert und gingen, wenn es irgendwie möglich war oder besonders interessante Kurse angeboten wurden, zur Volkshochschule. Obwohl sie arm waren, hatten sie keine Angst vor der Zukunft, sondern waren meist frohen Mutes.

Die Lichtwarkschule hat all das, was bei Ihnen in der Grundschule angelegt war, noch weiter gefördert.

Wobei ich, nachträglich gesehen, sagen muss, dass unsere Grundschullehrerin, mit der meine Eltern später befreundet waren, trotz aller Reformansätze verhältnismäßig konservativ war. Aber das kann man immer erst später beurteilen.

Haben Sie in der Lichtwarkschule dann Kinder aus ganz anderen sozialen Verhältnissen kennengelernt?

Auch, doch nicht nur. Es waren viele Kinder aus ärmlichen Verhältnissen da. Ich schätze, dass in Helmut's und meinen ersten Jahren in der Lichtwarkschule ungefähr die Hälfte Handwerker- und Arbeiterkinder und die andere Hälfte Akademikerkinder waren. Und, um es ganz offen zu sagen: Die Herkunft und häuslichen Verhältnisse interessierten uns Kinder doch sowieso nicht.

Heute wäre das etwas anders, weil die Kinder von wohlhabenderen Eltern beispielsweise anders gekleidet wären.

In meiner Volksschulzeit kamen viele Mütter nachmittags in die Schule und änderten abgelegte Kleider, die man dort gesammelt hatte, sodass auch die ärmsten Kinder noch anständig gekleidet in die Schule gehen konnten. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Unterschied in der Kleidung festgestellt zu haben. Auch in der Lichtwarkschule hat das in den ersten Jahren keine Rolle gespielt. Das Einzige: Einige Jungs hatten eine Klassenmütze – an der konnte man sehen, in welche Klasse sie gingen. Sie kostete jedoch Geld, und viele konnten sie sich nicht leisten.

Nicht nur für Kleidung, auch darüber hinaus war bei Ihnen zu Hause das Geld immer knapp. Später, als Lehrerin, hatten Sie dann Ihr eigenes Einkommen. Haben Sie mehr verdient als Ihr Vater?

Nein. Ich weiß ja noch, was ich verdient habe. 126,23 Mark. Als Anfängerin. Pro Monat.

Da wohnten Sie noch zu Hause?

Woanders konnte ich gar nicht wohnen. Meine Eltern bekamen jeden Monat von meinem Gehalt hundert Mark. – Nein, das ist nicht ganz richtig, ich brauchte ja eine Monatskarte und außerdem ein bisschen Taschengeld, zum Beispiel für Zigaretten. Ich gab also etwas weniger als hundert Mark zu Hause ab.

Als Sie schließlich Lehrerin und einigermaßen etabliert waren, haben sich bei Ihnen da irgendwelche Karrierewünsche eingestellt? Haben Sie sich gewünscht, einmal Konrektorin oder Rektorin zu werden?

Über meine spätere »Karriere« habe ich mir keine Gedanken gemacht. Wir waren vielleicht auch nicht so karrierebewusst, wie es heute manche Menschen sind. Allerdings war tief in mir immer das Bedürfnis oder die Sehnsucht: Wenn du mal kannst, dann möchtest du in der Welt rumreisen und Naturforscher werden. Da hatte ich aber noch nichts von Alexander von Humboldt erfahren. Als ich das erste Mal ein Buch von ihm oder über ihn gelesen habe, war er natürlich mein Held, der genau das getan hatte, was mir vage als Lebensziel vorschwebte: durch die Welt fahren und dabei neue Erkenntnisse über die Natur gewinnen.



Loki Schmidt

Auf dem roten Teppich - und fest auf der Erde

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-15685-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Wer packt dem Kanzler den Koffer, wenn er auf Reisen geht? Wie schmecken gekochte Pferdesehnen, die bei einem Pekinger Staatsbankett serviert werden? Was bietet man Jehan Sadat, die sich plötzlich zum Besuch im Reihenhaus ansagt? Mit Charme und Humor erzählt Loki Schmidt aus ihrem Leben – ob vor oder hinter den Kulissen der Macht. Sie ist sich immer treu geblieben, eine eigenständige und starke Persönlichkeit an der Seite eines großen Politikers, souverän, liebenswert bestimmt, grundehrlich, lapidar und klar. Sie drängte sich nie in den Vordergrund und war doch für viele ein Vorbild.